

ihrer Werke in England. – *Christoph Egger*, „Viktorinische Exegese in Süddeutschland und Österreich im 12. und 13. Jahrhundert“ (539–555), beschränkt sich auf die Überlieferung und Rezeption Hugos von Sankt Viktor in der alten Erzdiözese Salzburg. Erhaltene Textzeugen, darunter auch eine Reihe von Admonter Fragmenten, werden der Gesamtüberlieferung zugeordnet. Benutzung der Werke Hugos ist bei Otto von Freising, Gerhoch und Arno von Reichersberg sowie Hermann von Rein in seinen „sermones“ nachweisbar. – N. b.: ‚ex cod.‘ wäre aufzulösen mit ‚ex codice‘.

Ein mit großer Sorgfalt erarbeiteter Anhang mit Bibliographie und Indices (Sacra Scriptura, Res liturgicae, Auctores et opera, Nomina personarum, Nomina locorum, Codices manu scripti, Verzeichnis der Abbildungen) bildet den Abschluss (557–692). Die vollständige Literaturliste des Bds. auf fast 80 Druckseiten erleichtert die Benutzung und bietet außerdem eine aktuelle Bibliographie zum ganzen Umfeld von Sankt Viktor.

„Die Kultur des 12. bis 15. Jahrhunderts in ihren religiösen, künstlerischen und rechtlich-politischen Manifestationen zeigt einige ihrer Facetten im Spiegel des weit über Paris hinaus wirkenden viktorinischen Mikrokosmos“, so Rainer Berndt in seiner Vorbemerkung (14) – dieses großartige Buch illustriert dies weit über das eigentliche Thema hinaus.

M. PÖRNBACHER

ANSELMUS <HAVELBERGENSIS>, *Anticimenon*: Über die eine Kirche von Abel bis zum letzten Erwählten und von Ost bis West [Dialogi <dt.>]. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von *Hermann Josef Sieben* (Archa Verbi: Subsidia; 7). Münster: Aschendorff 2010. 219 S., ISBN 978-3-402-10218-3.

Anselm (ca. 1095–1158), seit 1129 Bischof von Havelberg, gibt manches biographische Rätsel auf: Seine Herkunft (vielleicht aus Sachsen) ist ebenso ungewiss wie eine Ausbildung seit 1115 bei Rupert von Deutz an der Schule des Lütticher Laurentiusklosters, wo er Wibald von Stablo und Arnold von Wied kennengelernt haben soll. Was er zwischen dem Ende seiner Studienzeit und der Erhebung zum Bischof getan hat, lässt sich nicht mehr ermitteln; auch auf die Frage, ob er Prämonstratenser war, gibt es keine sicher begründete Antwort. Seinen Bischofssitz konnte Anselm (= A.) erst 1149 einnehmen, zwei Jahre nach dem Wendenkreuzzug. Er gehörte in die nächste Umgebung dreier Könige und entsprach damit dem Typus des deutschen Bischofs im Dienst des Reiches.

Im August 1135 wurde A. auf dem Merseburger Hoftag von Kaiser Lothar III. mit einer Gesandtschaft an den Hof von Konstantinopel zur Vorbereitung eines Bündnisses mit dem byzantinischen Kaiser gegen die sizilischen Normannen betraut und begleitete den Kaiser 1136/37 auf dessen zweitem Italienzug. Zwischen 1139 und 1151 ist A. 22 Mal in der Umgebung Konrads III. bezeugt und war seit dem Anfang der Regierung Friedrich Barbarossas auch unter dessen Beratern; er engagierte sich sogleich zusammen mit anderen Erzbischöfen und Bischöfen für Friedrichs Kandidaten Wichmann im Konflikt mit dem Papst um die Besetzung der Magdeburger Kathedra, ging mit einer Gesandtschaft nach Rom zu vorbereitenden Verhandlungen für den Konstanzer Vertrag und 1153 ein zweites Mal zu Bündnisverhandlungen nach Konstantinopel. 1155 schließlich erhielt er als Lohn für treue Reichsdienste das Erzbistum Ravenna und starb am 12. August 1158 während der Belagerung Mailands durch Friedrich Barbarossa.

Das *Anticimenon* (d. h. ein Buch der Widersprüche und Kontroversen; der Untertitel ist erklärende Zutat des Übersetzers) wurde spätestens seit dem Druck durch Migne unter dem Titel *Dialogi* bekannt und erweist sich als kompositorisch eigenwilliges Werk, das unter dem Gesichtspunkt der Einheit der Kirche zwei auf den ersten Blick ganz verschiedene Themen behandelt, nämlich die Kritik an den seinerzeit neuen und deshalb als bedenkliche Indizien für willkürliche Ausdifferenzierung eines durch Tradition normierten christlichen Lebens kritisierten Mönchsgemeinschaften einerseits, die Kirchenspaltung zwischen Ost und West andererseits. Sehr konkret und entschieden fragt A., ob der eine, theologisch kohärent gedachte Glaube verschiedene Formen der Praxis des gelebten Glaubens aushalten kann, und begründet die positive Antwort zunächst aus einer Analyse der Heilsgeschichte, sodann aus der persönlichen Erfahrung ostkirchlicher Theologie. Sein Bericht von den Disputationen in Konstantinopel ist als Quelle immer geschätzt, aber auch kritisch auf seine Authentizität geprüft worden, denn A.

beruft sich dabei auf sein Gedächtnis, lässt die byzantinische Seite übermäßig konziliant und nur in der Frage des römischen Primats standhaft ablehnend erscheinen, enthüllt überdies durch Auswahl und Verteilung angeblich zur Stützung von Argumenten eingesetzter Quellen den Charakter des Werkes als literarisch rekonstruierende und wohl auch konstruierende Ausarbeitung. Für die zentralen zwischen Ost und West strittigen Probleme (Trinität, Filioque, Azymen) war A. nach eigenem Zeugnis (II, Vorwort) ein oft befragter Experte, der sich sehr abgewogen äußerte, lieber über die von ihm in Konstantinopel geführten Debatten berichtete und die beiderseitigen Standpunkte mit ihren Begründungen vorführte, als dass er eigene, systematische Antworten gab, die ja in jedem Falle einer persönlichen Entscheidung nahekommen mussten. Bei der ersten dieser Disputationen ist A. jedoch nicht nur hervorragenden byzantinischen Theologen begegnet, sondern auch westlichen Gelehrten, die ständig in Konstantinopel und auch am Hofe lebten; er nennt (II,1) Jakob von Venedig, der um 1128 als Erster nach Boëthius die beiden Analytiken, die Topik und die Elenchik des Aristoteles ins Lateinische übersetzt und dem Westen damit zur Kenntnis des gesamten Organon verholfen hatte, ferner den damals noch jungen Juristen und Übersetzer Burgundio von Pisa sowie den Dolmetscher, Dichter und Sammler griechischer Handschriften Moses von Bergamo.

Die Überlieferung des Anticimenon lässt sich aufgrund der erhaltenen 13 Handschriften nur bis ins 15. Jhd. zurückverfolgen; alle stammen aus dem Gebiet des mittelalterlichen Reiches und sind Bestandteil von Sammelhandschriften. Für die Verbreitung des Textes in der Neuzeit jedoch wurden zwei Deperdita aus Cîteaux entscheidend, denn nach einer Kopie, die der Zisterziensermönch Jacques de Lannoy aus diesen beiden Handschriften hergestellt hatte, druckte Luc d'Achéry das Werk 1677 im 13. Bd. seines Spicilegium, einen weiteren Druck besorgten 1723 Étienne Baluze, Edmond Martène und Louis-François de la Barre, die eine der beiden von Lannoy zugrunde gelegten Handschriften besaßen und für die einzige hielten. Deshalb „emendierten“ sie nach dieser Vorlage die Lesarten des Druckes von 1677 und stellten dadurch einen sehr wahrscheinlich schlechteren Text her, den wiederum Jacques Paul Migne 1855 verwendete. Diese Ausgabe (PL 188, col. 1139–1248) liegt der hier zu besprechenden Übersetzung zugrunde, weil die von Johann Wilhelm Braun jahrzehntelang angekündigte kritische Edition nicht erschienen ist.

Der Übersetzung ist eine kundige Einleitung vorausgeschickt, die über die wesentlichen Lebensstationen A.s informiert und auf diese Weise auch die Rahmenbedingungen für die Entstehung des Anticimenon verdeutlicht, das wahrscheinlich im März 1149 als Auftragsarbeit Papst Eugens III. in Tusculum begonnen, in der Zeit des Huldverlustes und der Entfernung vom Hof durch Konrad III. zwischen Sommer 1149 und Jahresmitte 1150 abgeschlossen wurde. Der Text ist flüssig lesbar und mit einem vorzüglichen Kommentar versehen, der nicht nur Sacherklärungen, Hinweise auf Lesarten und die wichtige neuere Literatur zu Einzelfragen gibt, sondern auch immer wieder die Übersetzung bestimmter Begriffe erläutert (als Beispiel nur S. 45 Anm. 3 zur Wiedergabe von *sapientes* durch *Gelehrte*: „gemeint sind konkret Fachleute, welche wir heute als ‚Theologen‘ bezeichnen“) und durch häufige Querverweise den inneren Zusammenhang des Ganzen vor Augen führt. Schon um dieses Kommentars willen ist diese Übersetzung für künftige Arbeit an und mit A.s Text stets heranzuziehen, der in seiner deutschen Fassung sehr modern wirkt und aus dem 12. Jhd. mitunter überraschende Anstöße für neues Sehen auch gegenwärtiger Probleme gibt: „Und so kommt es durch die wunderbare Fügung Gottes, daß die Jugend der Kirche von Generation zu Generation durch immer wieder neue Formen des religiösen Lebens erneuert wird wie die des Adlers, der, je höher er in seiner Schau zu fliegen vermag, umso erhabener die Strahlen der wahren Sonne, ohne geblendet zu werden, schauen kann. ... Deshalb soll fortan kein Gläubiger mehr Argwohn haben, daß darin ein Ärgernis bestehe, wenn die Kirche, deren Glauben immer derselbe ist, nicht immer dieselbe Lebensform hat“ (I,10; S. 68 und I,13; S. 72.).

Eine intensive Endredaktion hätte störende und z. T. sinnentstellende Druckfehler (vgl. nur S. 55, 3. Abs., 3. Zeile das doppelte „und“ oder S. 101, 3. Abs., 2. Zeile „angelesen“ statt richtig „angelegen“) ebenso beseitigt wie die rätselhaften Daten „(1157–1169)“ S. 76, Anm. 8 zu Jakob von Venedig oder in der Bibliographie (S. 192) die merkwürdige Angabe „Anselmus Havelbergensis: Epistulae Wibaldi, ed. Philippus Jaffé, Bibliotheca

rerum Germanicarum I, Berlin 1864, 76–616“. Sie erklärt sich wohl aus dem S. 18 Anm. 1f. gegebenen Verweis auf den in dieser Sammlung als Nr. 221 enthaltenen (und jetzt besser als Nr. 229 der MGH-Edition von Martina Hartmann – <http://www.mgh.de/datenbanken/wibald-von-stablo> – zu zitierenden) Brief Anselms an Wibald von Stablo.

Angesichts der Leistung, dieses Werk durch gute Übersetzung einem größeren Leserkreis bekanntgemacht zu haben, ist der Verweis auf derartige Petitionen fast ungehörig, denn sie mindern weder den Nutzen des Arbeitstextes noch auch die Freude an einer faszinierenden und vielfach erhellenden Lektüre.

J. EHLERS

WISCHMEYER, JOHANNES, *Theologiae Facultas*. Rahmenbedingungen, Akteure und Wissenschaftsorganisation protestantischer Universitätstheologie in Tübingen, Jena, Erlangen und Berlin 1850–1870 (Arbeiten zur Kirchengeschichte; Band 108). Berlin [u.a.]: de Gruyter 2008. VIII/473 S., ISBN 978-3-11-020247-2.

Der in der renommierten Reihe „Arbeiten zur Kirchengeschichte“ erschienene Bd., dem eine von Friedrich Wilhelm Graf betreute Dissertation zugrunde liegt, rekonstruiert die vielfältigen Kontexte der protestantischen Universitätstheologie in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. Der Autor (= W.), evangelischer Kirchenhistoriker und Mitarbeiter des Mainzer Instituts für Europäische Geschichte, hat vier Fakultäten ausgewählt: Tübingen, Jena, Erlangen und Berlin. Als Kriterium benennt er „ihre charakteristische Unterschiedenheit, vor allem hinsichtlich der theologisch-positionellen Konstellationen, der regionalen Lage und der Größenordnung“ (7). Entgegen der Auffassung, dass die ausgewählte Periode als „vergleichsweise uninteressant gilt“ (8), geht W. davon aus, dass in dieser Zeit charakteristische Weichenstellungen vorgenommen wurden. Theologische Positionen verfestigten sich zu kirchlich-theologischen Richtungen. Die Theologie wurde erst recht zu einer Disziplin im Rahmen der modernen Universität.

Nachdem der Autor in einem ersten Hauptteil die rechtlich-institutionelle Situation der evangelischen Theologie an den ausgewählten Universitäten in den Blick genommen hat (17–134), widmet er sich in einem zweiten Hauptteil den Hochschulprofessoren als Vertretern dieses Fachs (135–276). Untersucht werden ihr Werdegang, ihre Stellung und ihre kirchliche Haltung. Teil 4 und 5 sind der Stellung der Disziplin und dem „Wissenschaftsstil“ gewidmet (277–324 und 325–359). W. zeigt auf, dass es in der evangelischen Theologie – vergleichbar zu anderen Fächern – zu einer „Professionalisierung“ kam. Die Laufbahn des protestantischen Hochschullehrers entsprach dabei weitgehend dem noch heute üblichen Muster (63–82). Nicht anders als in der Gegenwart vollzog sich theologische Ausbildung schon damals im Spannungsfeld von kritischer Wissenschaftlichkeit und den Erfordernissen des kirchlichen Amtes. Bereits in dem beschriebenen Zeitraum kam es zu Rollen- und Loyalitätskonflikten, insbesondere wenn der betreffende Hochschullehrer ordiniert und damit stärker kirchlich gebunden war (277–294). Und nicht anders als heute war auch die Kirchenpolitik ein Faktor, der das Leben der Fakultäten nicht unwesentlich mitbestimmte (die Theologien waren und sind bis heute ideologiefällig!). Der Unterschied zu den katholischen Fakultäten fällt gerade in diesem Punkt auf: Zwar waren auch an den protestantischen Fakultäten Beanstandungen der Lehre einzelner Professoren seitens der zuständigen Landeskirche möglich und ein Wechsel der Konfession hätte einen Verlust der Cathedra bedeutet, doch insgesamt kann man von einer weitgehenden Lehrfreiheit ausgehen (83–94). Zudem musste der protestantische Professor nicht zwingend ordiniert sein. Sein katholischer Kollege hatte demgegenüber die Priesterweihe zu empfangen und konnte gegebenenfalls von dem für eine Fakultät zuständigen Ortsbischof belangt werden, wenn seine Lehre nicht den kirchlichen Vorgaben entsprach. – Schließlich zeigt W. auf, dass die evangelischen Theologieprofessoren auf verschiedene Weise in das kirchliche und gesellschaftliche Leben eingebunden waren und es mitgestalteten (355–359).

Es handelt sich nicht eigentlich um eine theologiegeschichtliche, sondern um eine institutionen- und sozialgeschichtliche Untersuchung. Geliefert wird ein Querschnitt, eine historische Rekonstruktion eines Zustands und damit gewissermaßen eine Momentaufnahme. Insofern hat der Bd. im Vergleich zu anderen historischen Arbeiten etwas Statisches. Er ist vor allem in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht aufschlussreich.